

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuykill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reding, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd Gren Straße, Ecke der Cherry Alley, B. C. h. m.'s Wirthshaus-Hof gegenüber.

Jahrgang 4, ganze Nummer 168.

Dienstag den 22. November 1842.

Zehnfache Nummer 12.

Bedingungen.—Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem grossen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Dollar des Jahres, welcher in halbjähriger Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1.50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Untersreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingerückt. Untersreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Untersreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingeschickt werden.

Ausgewählte Dichtstelle.



Wer ist ein Narr?

Die Mädchen lieben, doch in allen Ehren,
Das wird die Bibel selber uns nicht wehren,
Und der ist ein Ph... nur,
Der nie betrat der liebe Spur;
Doch wer da hinter jeder Schürze rennet,
Der wahre liebe aber nimmer kennt,
Der ist ein Narr!

Ein Gläschen Wein zur Stärkung für den Magen,

Wer's haben kan, verschleucht manchen Plagen
Und manchen körperlichen Schmerz,
Und es erfreut das Menschenherz;
Doch wer, künge auch kein Geld in seiner Tasche,

Nicht leben kann, stst er nicht bei der Flasche,
Der ist ein Narr!

Ein Spielchen machen nach des Tages Mühn
Ist wohl recht schön, den manchen Sorgen zeben
Vorüber, wird ein L'hombchen gemacht,
Wobei man denkt u. munter scherzt u. lacht;
Doch wer nur spielt, nicht eben aus Vergnügen
Nein, aus Gewinnsucht und um zu betriegen,
Und wer da glaubt, er spielt sich reich,
Der ist ein Narr und Schuft zugleich.

Es ziemt sich wohl, vor Höhern sich zu bücken,
Und sich in manch Verhältnis höchlich schücken,
Fällt es zu Zeiten auch wohl schwer;
Doch bück Dich nicht allzu sehr,
Und frische nicht; den wer den Speichel lecket,
Aus Höflichkeit die Biere von sich strecket,
Der ist ein Narr!

Es ist recht schön, mit Kleidern paradiren,
Strecks elegant und fein zu flauriren,
Denn öfters macht das Kleid den Mann,
Wie man von Vielen sagen kann;
Doch wer nur trägt die nie bezahlten Kleider,
Und prelle dabei mit kuff den armen Schneider,
Der ist, sei's wer es immer sei,
Ein Narr und schlechter Mensch dabei!

Ein froher Scherz erheitert unser Leben,
Er kann uns über manches Leid erheben,
Was schon, wenn es von fern sich zeigt,
Den trüben Murrkopf niederbeut;
Doch wer, stets fern von ernstern Gefühlen,
Nur immer strebt, zu den Hanswurst zu spielen
Der ist ein Narr!

Wie geht Euch her zum Strichblatt fader Wige,
Sont' hier auch bald die bunten Schellenmüge,
Mein! daß ein Wigbold uns nicht beißt,
W's gar daß man die Zähne weist!
Doch wer den kleinsten Scherz nicht kann vertragen,
Und stets nur liebt, mit Füßen drein zu schlagen,
Der ist ein Narr!

Der Frau gefällig sein, wie sich's gebührt,
Weiß sie mit Sanftmuth den Pantoffel führt,
Das, glaubt mir's oder glaubt es nicht,
Ist jeden Mannes erste Pflicht;
Doch wer sich wie ein Pudel willig füget
In Alles, was Kantippen nur vergnügt
Der ist ein Narr!

Ein gutes Buch zur Unterhaltung lesen,
Ist Keinem ja noch je verwehrt gewesen;
Wer dafür zeitete niemals Sinn,
Den lasset laufen immerhin;
Doch wer nur lebt in steten Bücherträumen,
Um sein Geschäft darüber zu versäumen,
Der ist ein Narr!

Ein Streckpferdchen mag ein Jeder reiten,
Läßt die Bernunft er sich dabei begleiten;
Wer hat wohl nicht ein Streckpferd,
Das ihm besonders lieb und werth! —
Doch wer daran sich ganz allein ergötzt,
Und seine Pflichten dabei stets verleget,
Der ist ein Narr!

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Katharina.

Don Juan Baldivar, fünfzig Jahr alt, lebte mit seiner Frau, Donna Juana Ceudona, in der Stadt Dzuna in Spanien seit 26 Jahren in einer glücklichen Ehe. Sie besaßen ansehnliche Glücksgüter, sowohl an liegenden Gründen, als in Baarem, und hatten nur einen einzigen Sohn, Namens Jose Baldivar. Dieser junge Mann verliebte sich in ein Dienstmädchen des Hauses, Namens Katharina, die nur ein Jahr jünger war, als er, und bald eine Frucht des verbotenen Umgangs unter ihrem Herzen trug. Katharina verlangte von Jose, daß er solche anerkennen sollte; er weigerte es. Katharina wandte sich hierauf an den Richter, und machte ihr

Recht geltend, indem sie versicherte, daß Jose Baldivar ihr die Ehe versprochen, wenn sie seinen Wünschen nachgeben wollte.

Vor den Richter gerufen erklärte der junge Mann, daß er sehr geneigt sei, Katharina zu heirathen, weil sie ihm sehr wohl gefiele, und er eine aufrichtige Liebe zu ihr habe. Der Notar, welcher das Geschäft besorgte, ließ Katharina die Antwort Jose's wissen; und diese, die Aufrichtigkeit derselben nicht bezweifelnd, erklärte sich zufrieden damit.

Katharina und Jose setzten ihren vertrauten Umgang fort, und es herrschte zwischen Beiden die größte Eintracht; aber zu gleicher Zeit setzten sich die Eltern des jungen Mannes aus allen Kräften der Verbindung der Liebenden entgegen. In demselben Donna Juana, nachsichtig wie eine Mutter, nachzugeben; aber der Vater, Don Juan, blieb unerweichlich und unerschütterlich in seinem Vorhate.

Katharina, welche den Familiennamen Sarravia führte, war wüthend geworden über den Widerstand, den der Vater der Ehe seines Sohnes mit ihr in den Weg legte. Am 23ten August ging sie also zu Don Juan Baldivar, und sagte zu ihm: „Herr zc., ich bin in Verzweiflung über den Unfrieden, den ich in Ihrem Hause verursache; ich wünschte wohl, demselben abzuhelfen; ich bitte Sie daher, mit mir dahin zu gehen, wo wir uns allein sprechen können, und ich will Ihnen einige Vorschläge thun, welche ohne Zweifel den Frieden in Ihrem Hause wieder herstellen werden.“

Don Juan Baldivar ging mit Katharina aus, die ihn hinaus vor die Stadt führte, und ihm da plötzlich einen Dolch so ins Herz stieß, daß er augenblicklich todt niederfiel.

Die Mörderin machte einige Schritte, um sich zu entfernen; sei's aber, daß sie von dem eben begangenen Verbrechen zu heftig erschüttert worden, sei's, weil die Zeit da war — sie ward auf der Stelle von den Wehen überfallen, und gebar einen Knaben. Unfähig, sich nach der Entbindung fortzubewegen, schleppete sie sich bis zur Stelle, wo sie so eben den Don Juan getödtet, hüllte ihr Kind in einen ihrer Röcke ein, und legte es auf die Leiche hin.

Die Unglückliche, außer Stande, den Schmerzen zu widerstehen, stieß jammervoll Laute von sich. Einige Landleute, die nicht fern vorübergingen, näherten sich ihr, und wollten ihr Hülfe leisten. Sie aber stieß dieselben von sich, und sprach: „Ich bin unwürdig jedes Beistands; ich bin eine Mörderin; ich bin das verworfene Weib auf der Welt; und der Schmerz erpreßt mir mein Jammergeschrei; was ich aber wünsche, ist nur der Tod.“

Zuerst machten die Bauern nicht viel aus ihren Reden; sie beschränkten sich darauf, sie aufzuheben, und nach der Stadt bringen zu wollen; aber vergebens. Im Zustande ihrer Schwäche schleppete sie sich nochmals zu der Leiche, wo ihr Kind war, nahm es in den Arm, und sank ohnmächtig hin.

Einer der Landleute, überrascht und erschrocken zugleich von dem Auftritt, eilte, die Obrigkeit davon in Kenntniß zu setzen. Der Academayor von Dzuna begab sich an Ort und Stelle, und verhörte die Katharina Sarravia. Diese bat ihn, sie mit ihrem Kinde zu Don Jose Baldivar führen zu lassen. Man brachte sie auch wirklich hin, und zu gleicher Zeit den Neugeborenen nebst der Leiche des Don Juan Baldivar. Angekommen im Hause, sprach sie zu Don Jose: „Ich habe Deinen Vater umgebracht; hier ist Dein Sohn — erkenne ihn für Dein Kind an!“

Man führte sie in das Hospital des Gefängnisses, und ihre Antworten auf die Verhörfragen des Acaden stimmten vollkommen mit dem überein, was wir so eben berichtet. Der Acaden, nach allen genommenen Maßregeln und geführter Untersuchung, verurtheilte Katharina Sarravia zum Tode.

Die Sentenz ward von dem obersten Gerichtshof zu Sevilla, bestätigt; allein, da Katharina wahnsinnig geworden, widdrief das Tribunal gleich darauf das Urtheil, und verurtheilte Katharina zur lebenslänglichen Einsperrung im Irrenhause zu Sevilla, wohin sie am 18. November abgeführt wurde.

Sein Glaube hat ihm geholfen.

Man kennt äußerst wenig Beispiele, wo Peter der Große (Kaiser von Rußland) einem überwiesenen groben Verbrecher verziehen hätte. Ein Beispiel dieser Art ist folgendes, welches, um seiner Sonderbarkeit willen, bemerkt zu werden verdient. Ein Verbrecher hatte am Vorabend des Festes des heiligen Niklas, des bekanntesten Schutzheiligen der Russen, den Präsidenten der Braschenski'schen Kanzlei, Romanowitsch, um die Erlaubniß gebeten, das große Fest in seinem Geburtsorte, einem Dorfe unweit Moskau, in Gesellschaft seiner Verwandten feiern zu dürfen.

„Wer bürgt mir aber für Deine Rückkehr?“ fragte der Präsident.

Der heilige Niklas selbst, antwortete der Verbrecher. Der Präsident nahm diese Bürgschaft wirklich an und der Wirth durch gelobte vor dem Bilde des Heiligen durch einen Eidswur, daß er binnen fünf Tagen wieder in sein Gefängniß zurückkehren wolle.

Peter, der diesen Vorfall erfuhr, machte dem Präsidenten Vorwürfe und sagte zu ihm: „Wie kannst Du glauben, daß ein solcher Verbrecher, der seinen Nebenmenschen mordete, so gewissenhaft sein werde, einen Eidswur zu halten?“ — Der Erfolg wird mich rechtfertigen, erwiderte der Präsident. Und er hatte sich nicht geirrt. Der Verbrecher kam in sein Gefängniß zurück. Peter erstaunte und er fragte ihn, was ihn zu seiner Rückkehr hätte bewegen können? „Wusstest Du nicht,“ sprach er „daß Du durch die Flucht dem Tode entgehen würdest?“

Wohl wußte ich das, erwiderte der Gefangene, aber ich wußte auch, daß ich nimmermehr dem großen Heiligen, den ich zum Bürgen stellte, und bei dem ich schwur, würde entfliehen können. „Dein Glaube hat Dir geholfen,“ antwortete Peter gerührt. „Ich schenke Dir das Leben.“ — Der Gefangene wurde seiner Haft entledigt und als Soldat in eine sibirische Besatzung geschickt.

Schreckliche Folgen einer gezwungenen Heirath.

Der Medailleur Maria, in Paris, zwang seine hübsche und junge Tochter, obwohl er sehr wohlhabend war, doch einen gewissen Dutri, den Sohn eines feineren Kaufmanns zu heirathen. Dieser Dutri war bucklicht, hintere und hatte einen Kropf.

Mit Abscheu gab sie ihm ihre Hand am Altar, und am Abend nach der Hochzeitfeier stieg solcher auf's Höchste, als sie sah wie ihr Gatte von vier Personen entkleidet werden mußte. Sein gebrechlicher Körper ward ganz eingeschnürt, und der Fuß, auf dem er hinkte, war künstlich und wurde losgeschlankt; er fiel zusammen, wie ein Scheermesser.

Die junge Frau dies sehend, fing an zu weinen und zu wehklagen, lief in ein Nebenzimmer, verriegelte die Thür und blieb dort die Nacht über. Am andern Morgen eilte sie zu ihren Aeltern. Diese boten Alles auf, um sie dahin zu bringen, freiwillig zu ihrem Manne zurückzukehren. Sie weigerte sich standhaft; aber sie mußte der Gewalt nachgeben. Raun in der Wohnung ihres Mannes angekommen, ließ sie sich ein frisches Ei geben; sie schüttete darin etwas, das man für Salz hielt und schlürfte es aus.

Es war Sublimat. Drei Viertelstunden darauf starb sie unter heftigen Verzuckungen. Ihre letzten Worte, ehe diese Verzuckungen eintraten, waren: „So muß ich den sterben, weil der Geiz meines Vaters es so haben will.“ —

Genügsame und höfliche Räuber.

Die Umgebung der Hauptstadt Lima wird häufig von Räubern unsicher gemacht, welche am hellen Tage ihr Handwerk treiben. Diese Räuber sind größtentheils freie Mulatten und Andere von gemischter Race. Das Uebel besteht schon seit undenklichen Zeiten und ist rein spanischen Ursprungs; den die Indianer in den abgelegenen Dörfern sind so ehrlich, daß wenn eine Familie eine Zeitlang ihre fähigartige Hütte verläßt, die Thür halb offen gelassen und eine Bürste in die Schwelle gesteckt wird; eine mit diesem Zeichen versehene Hütte zu betreten wird für ärger als ein Kirchenraub gehalten.

Manchmal erscheint eine wohlbetrittene und bewaffnete Bande eine Viertelstunde von Callab, marschirt dann auf Lima zu nimmt einem Ledern, der ihnen in den Weg kommt höflich die Börse ab, zwingt ihn, sie bis vor die Thore der Stadt zu begleiten, und zerstreut sich dann eben so schnell, als sie gekommen war. Einige reiten kühn in die Stadt hinein, Andere verbergen sich im Schilf, und Andere eilen in ihre Heimath zurück, wo sie ruhig ihres Raubes genießen. Es sind deren oft gegen dreißig und manchmal schleppen sie über zwanzig Wagen und eine Menge Fußgänger hinter sich her, wobei die Vorderen immer frische Beute machen. — Sie begehen selten einen Mord und vermeiden es besonders, Offiziere und Beamte zu berauben. Wenn ihre Anzahl nicht sehr groß ist, greifen sie überhaupt keine vornehme Personen an, Ausländer und Fremde entgehen ihnen aber nie.

Im Jahre 1822 wurden zwei Chilische Herren angehalten. Der eine sagte zum Hauptmann: das Pferd, welches er reite, gehöre einem Offizier, und sei so kostbar, daß er es ihm nicht würde vergüten können. Der Hauptmann erwiderte sie hätten eben jetzt einen Zug vor, wobei ihnen gute Pferde nöthig seien; wenn der Herr ihm aber seine Wohnung angeben wolle, so solle das Thier ihm zurückgeschickt werden. Auch fand man es wirklich einige Tage darauf früh Morgens im Hofe des Hauses, wo der Chilier eben wohnte. — Der andere erhielt auf seine Vorstellung daß er wenn sie ihm all sein Geld nähmen in der Stadt nicht werde leben können, hundert Thaler zurück, und Räuber und Beraubte nahmen sehr höflich von einander Abschied.

Die Strafloßigkeit dieser Epigubben kommt wohl vorzüglich von der Schonung her welche sie den Vornehmern angedeihen lassen.

Des Indianers Wiedervergeltung.

Am Eingang einer Hütte in dem Lande der „festen Gewohnheiten“ vor etwa 100 Jahren, an einem milden Juni Abende, sah man einen jungen kräftigen Landmann seine Sensen für die bevorstehende Heuernte zurichten. Er war in sein Geschäft so vertieft, daß er die Annäherung eines großen Indianers, ausgerüstet zu einem Jagdzuge, nicht achtete, bis die, ihn bittenden Worte: „Willst Du einen unglücklichen Jäger etwas zu essen geben, und ihn für die Nacht beherbergen?“ in seine Ohren fielen.

Der Landmann sah sich auf. Als er den Indianer gewahrte, verzog sich sein Gesicht in düstere Falten, und voll Ingrimm rief er aus: — „Heidnischer Indianerhund fort! Du bekommst hier nichts.“

Aber ich bin sehr hungrig, sagte der Indianer; „gieb mir nur eine Brodrinde u. einen Knochen, mich zu meiner Reise zu stärken.“

„Fort! fort! Du heidnischer Hund, ich habe nichts für Dich.“

„Gieb mir nur einen Trunk frisches Wasser, denn ich bin sehr schwach, flehte der Indianer.“

Diese Aufforderung war nicht glückli-

cher als die andern. Neue Schimpfreden und — „er sollte trinken wenn er zu einem Fluß komme“ war alles, was er von einem Manne erhalten konnte, der den Namen eines Christen trug! — Aber die Bitte fiel nicht ungehört in das Ohr eines Wesens von feinem Modell und mehr Gefühl. — Des Landmanns junge Frau hörte das Ganze, als sie ihr Kind zur Ruhe wiegend da saß und vom offenen Fenster aus bewachte sie den armen Indianer, bis sie ihn sichtbar erschöpft, nicht weit von ihrer Wohnung zu Boden sinken sah. Nachdem sie sich versichert hatte, daß ihr Mann in sein Geschäft zu sehr vertieft sei, um ihrer zu achten, war sie bald an des Indianers Seite mit einem Krüge Milch, und einem Tuche voll Brod und Käse.

„Will mein rother Bruder seinen Durst mit Milch stillen?“ sagte dieser Engel; und als er versuchte, ihre Einladung zu befolgen knüpfte sie das Tuch auf und bat ihn, zu essen und sich zu erfrischen.

„Kontontowit beschützt die weiße Taube vor den Klauen des Adlers!“ — sprach der Indianer indem sich sein Gesicht erheiterte, — „um ihretwillen soll der Gelbschnabel in ihrem Neste sicher sein, und ihr rother Bruder will sich nicht rächen.“

„Hierauf zog er einen Federbüdel aus seinem Busen, und eine der längsten herausplückend, gab er sie ihr und sagt: — „Wenn der weißen Taube Mädchen über die indianische Jagdgrenze fliegt, so bitte ihn diese Feder auf seinem Haupte zu tragen.“

Der Sommer war vergangen, die Erntezeit war vorüber, u. von den Nachbarn waren Zurückungen zu einem Jagdzuge gemacht worden. Unser junger Landmann gehörte zu der Jagdpartie. Am Abende seiner Abreise hatte er seltsame Besorgnisse seiner Sicherheit wegen. Ohne Zweifel war seine Einbildung befangen von der Gestalt des Indianers, den er im vorhergehenden Sommer so barsch behandelt hatte.

Der Morgen, wo die Jäger abzogen war ausnehmend schön. Nicht eine Wolke war zu sehen, außer der die sich auf der Stirne Schabods, unseres jungen Landmanns sammelte, als er versuchte, eine Feder aus seiner Jagdkappe zu ziehen, die daran fest genäht war. Sein Weib hielt seine Hand zurück, indes sie ihm ins Ohr lispelte und ein leichtes Zittern ihre Lippen bewegte, als er erwiderte: „Wohl Marie, weiß Du denkst, diese Feder werde mich vor den Pfeilen der Rothhäute schützen, so will ich sie wohl sitzen lassen.“ Schabod ergriff, seine Kappe, schulterte sein Gewehr und die Jäger waren bald im Dickigt verschwunden.

Der Tag verging wie gewöhnlich den Leuten bei einem solchen Ausfluge, und bei Einbruch der Nacht suchten sie Schutz in dem Bau eines Bären, dessen Fleisch zum Abendessen, und dessen Haut, gebreitet über Braun's Lager, ihren Häuptern in der langen November-Nacht zum Kissen diente.

Mit dem ersten Tagen des Morgens verließen die Jäger ihr unförmliches Obdach und begaben sich wieder auf die Jagd. Schabod wurde unglücklicherweise bald von seinen Jagdgenossen getrennt und verirrete sich. Er wanderte den ganzen Tag im Walde umher und eben als er die Sonne aus dem Gesichte verlor, und nahe daran war, in Verzweiflung umzusinken, entdeckte er eine indianische Hütte. Unter Bewegung aus Hoffnung und Furcht gemischt, lenkte er seine Schritte dahin u. einen Indianer unter der Thüre antreffend, bat er ihn, ihm den Weg zu der nächsten Wohnung eines Weissen zu zeigen.

„Wenn der müde Jäger bis Morgen ruhen will, so wird der Adler ihm das Nest seiner weißen Taube zeigen,“ sagte der Indianer, als er Schabod bei der Hand nahm, und ihn in seine Hütte führte. — Der Indianer gab ihm geröstetes Welsch-